

Abo [Interview über Pro-Palästina-Proteste](#)

«Es kippt ins Extreme»

Forensikerin Astrid Rossegger erklärt, wie die Israel-Gegner denken – und warum sie es sich zu einfach machen. Offenheit und Neugier sei keine Frage der Bildung, sondern der Persönlichkeit.



Bettina Weber

Publiziert: 18.05.2024, 21:00



Erklärt, wie Menschen sich ihre Handlungen schönreden, egal, ob Israel-Gegnerinnen oder Straftäter: Die forensische Psychologin Astrid Rossegger.

Foto: Sabina Bobst



Hören Sie diesen Artikel:



00:00 / 16:25 1X

[BotTalk](#)

Astrid Rossegger kennt sich aus mit menschlichen Abgründen: Die habilitierte Psychologin forscht und lehrt an der Universität Konstanz zu forensischen Risikoeinschätzungen – also der Gefährlichkeit von schweren Straftätern – sowie zu Extremismus. Sie ist zudem Co-Leiterin der Abteilung Forschung und Entwicklung im Amt für Justizvollzug und Wiedereingliederung des Kantons Zürich.

Frau Rossegger, dünkt es einen nur, oder wird die Welt gerade immer extremer?

Vor 500 Jahren wurden in der Schweiz Hexen verbrannt, vor 80 Jahren passierte vor unserer Haustür ein Genozid, und noch vor 40 Jahren sprach man davon, dass die Grossmächte die Welt in Schutt und Asche legen könnten. Insofern ist es eher ruhiger geworden.

Momentan scheint aber alles so viel aufgeladener als früher.

Wenn mit «früher» die unmittelbare Zeit vor sozialen Medien, Smartphones und Highspeed-Internet gemeint ist, dann ja. Diese drei Elemente haben erheblich zu einer Polarisierung beigetragen.

Halten wir Spannungen schlechter aus?

Es gibt Studien, die Unterschiede zwischen den Generationen untersuchen, und sie sind weniger stark ausgeprägt, als man gemeinhin annimmt. Es ist also vermutlich weniger der Zeitgeist, der ausschlaggebend ist. Zu Exzessen und radikalen Ideen bis hin zu extremistischen Bewegungen kommt es eher aufgrund der technologiegetriebenen Polarisierung. Schauen wir nur nach Israel und auf das, was in den Monaten seit dem 7. Oktober passiert ist.

Erklären Sie.

Noch bevor Israel militärisch zurückgeschlagen hat, gab es die ersten verständnisvollen Reaktionen für das Massaker der Hamas. Dann kamen die Sprechgesänge «From the river to the sea», die Diskussionen auslösten, ob sie verboten werden sollten oder nicht. Mittlerweile sind wir an einem Punkt, an dem am ESC in Malmö eine israelische Sängerin, die ja zunächst einfach mal eine junge Frau und eine Künstlerin ist, aus Sicherheitsgründen ihr Hotelzimmer nicht verlassen kann und bei ihrem Auftritt Polizeischutz braucht. Und von einem Publikum, das gerne von Liebe und Toleranz spricht, ausgebuht wird.

Was ist passiert?

Man kann anhand dieses Beispiels lernen, wie eine Diskriminierung von ganzen Gruppen entsteht: Zuerst werden einer Gruppe Eigenschaften zugeschrieben. Dann werden die pauschalen Zuschreibungen auf Einzelpersonen angewendet und diese Einzelpersonen persönlich für Umstände oder Geschehnisse verantwortlich gemacht, die einem nicht passen. Das Internet wirkt dabei wie ein Brandbeschleuniger – wenn Gleichgesinnte in Foren unter sich sind und sich in ihrer Weltanschauung bestärken, fehlt jegliches Korrektiv. Das führt zu einer Radikalisierung. Deshalb ist das, was man derzeit beobachten kann, aus forensischer Sicht problematisch. Es kippt ins Extreme.

Gibt es Menschen, die eine besondere Neigung dazu haben?

Ja, die gibt es, und die schreien besonders laut, sodass man den Eindruck gewinnen könnte, dass jetzt alle spinnen. Das Publikumsvoting am ESC hat zum Glück gezeigt, dass wir davon weit entfernt sind.

An den Unis wird zum Boykott von jüdischen Unternehmen oder Professorinnen aufgerufen. Das erinnert auf schreckliche Weise an «Kauft nicht bei Juden». Warum fällt gerade Studierenden diese Parallele nicht auf?

Das macht mich persönlich ebenfalls ratlos. Aus der fachlichen Perspektive gibt es aber ein paar Erklärungsansätze. Zum einen geht es um einen tief verankerten Antisemitismus, der sich durch alle Bevölkerungsschichten und das ganze politische Spektrum zieht. Der latente Antisemitismus ist gut untersucht und gut dokumentiert. Das darf man nicht ausblenden.

Und zum anderen?

Zum anderen geht es um ein Denken, wonach die Welt aus Täter- und Opfergruppen besteht. Gemäss dieser Sichtweise sind gewisse Bevölkerungsgruppen von Geburt an Opfer und die europäischen Weissen Unterdrücker, sprich Täter. Vertreter dieser Weltsicht ordnen Jüdinnen und Juden seit dem Ende der Schoah und der Gründung Israels der Tätergruppe zu. Sie seien letztlich weisse Kolonialisten, gegen die man sich zur Wehr setzen darf. Mit diesem Narrativ wird dann der 7. Oktober als Befreiungsschlag gerechtfertigt. Das Perverse daran ist, dass Juden im Holocaust vernichtet wurden, weil sie eben nicht als Weiss galten, und die Mehrheit der israelischen Bevölkerung nicht-europäische Wurzeln hat.



«Es gibt die partielle Empathie. Das bedeutet, dass man sehr selektiv ist, wo man sie einsetzt»: Astrid Rossegger erklärt, wie Menschen die Verbrechen der Hamas ausblenden können.

Foto: Sabina Bobst

Wie können Menschen, die sich empathisch nennen – was sicher auf viele Protestierende zutrifft –, ihre Empathie derart einseitig verteilen?

Empathie ist zunächst einmal eine neutrale Kompetenz. Empathisch zu sein, heisst, dass man nachvollziehen kann, wie es anderen geht. Dazu gehört, dass man andere lesen und auch ein Stück weit antizipieren kann, welche Reaktionen ein bestimmtes Verhalten auslöst. Diese Kompetenz kann man positiv oder negativ nutzen. Psychopathen zum Beispiel haben auf eine bestimmte Art und Weise eine hoch ausgeprägte Empathie. Sie können soziale Situationen gut lesen und andere manipulieren, sie nutzen ihre Empathie nicht im guten Sinn. Und dann gibt es die partielle Empathie. Das bedeutet, dass man sehr selektiv ist, wo man sie einsetzt. Gründe dafür können Vorurteile sein oder Antisemitismus, es führt jedenfalls dazu, dass man eine Kompetenz, über die man grundsätzlich verfügt, nur eingeschränkt einsetzt.

Voraussetzung dafür ist aber, dass man vieles komplett ausblenden muss.

Das ist genau das Problem. Es ist nichts dagegen einzuwenden, an Protesten sein Mitgefühl mit Gaza auszudrücken. Natürlich macht die Situation dort betroffen. Problematisch ist es, wenn die Hamas und alles, wofür sie steht, komplett ausgeblendet wird, wenn Ar-

gumente nicht mehr gehört werden. Das ist der Schritt ins Extreme rein.

Wie ist es möglich, dass gebildete Menschen in derart simpel gestrickten Mustern denken?

Wir alle denken in simpel gestrickten Mustern. Der Nobelpreisträger und israelische Psychologe Daniel Kahneman hat es «schnelles Denken» und «langames Denken» genannt. Das schnelle Denken besteht aus simplen Faustregeln. Das machen wir alle oft. Die Frage ist, ob wir uns in allen Situationen davon leiten lassen. Oder ob wir in den anstrengenden Modus des «langsamen Denkens» wechseln können. Die aufklärerische Haltung sollte sein, dass man versucht, einen Sachverhalt in all seinen Schattierungen zu erfassen und eigene Überzeugungen kritisch zu hinterfragen. Solche Offenheit und Neugier ist, wie wir aus der Psychologie wissen, eher eine Frage der Persönlichkeit und weniger das Ergebnis von Bildung.

Heute geht es häufig um Moral. Protestierende behaupten, sie stünden auf der richtigen Seite, daher sei die Anwendung von Gewalt legitim, weil quasi Notwehr. Wie klingt das in Ihren Ohren?

Das klingt nicht unähnlich, wie wenn Sexualstraftäter ihre Taten schönreden. Es ist ein Phänomen, das wissenschaftlich gut untersucht ist. Bei Sexualstraftätern finden sich typische Glaubenssätze, die ihnen helfen, ihr grenzverletzendes Verhalten zu rechtfertigen.

Warum?

Menschen wollen in den Spiegel schauen können, ohne sich schämen zu müssen. Schlimmes schönzureden, erleichtert es Sexualstraftätern, die Handlungsschwelle zur sexuellen Gewalt zu überschreiten. Glaubenssätze von Vergewaltigern sind etwa, dass männliche Sexualität nicht kontrollierbar sei. Oder als Männer hätten sie ein Recht auf Sex. Sehr häufig sagen sie auch, Frauen kommunizierten unklar und sagten Nein, obschon sie Ja meinten. Glaubenssätze von Kindesmissbrauchern erklären Kinder zu sexuellen Wesen, die ein Recht und Bedürfnis nach Sexualität hätten, deshalb sei es nicht ungesund, wenn sie solche Erfahrungen machten.

Es sind letztlich einfach Ausreden.

Was für den einen eine Ausrede ist, stellt für den anderen eine Begründung dar. Es ist ein Denken in einfachen Kategorien, damit man eine Grenzverletzung begehen und gleichzeitig das Gesicht wahren kann. Besonders problematisch sind Ausreden, die in ein

zugespitztes Schwarzweissdenken münden. Wie dann, wenn es nur noch um die Frage geht, welche Gruppe zu den Bösen und welche zu den Guten gehört. Wenn Zwischentöne keine Rolle spielen und nicht mehr erwähnt werden, fängt es an, schwierig zu werden. Denn dann fängt die Legitimation von dem an, was später zur Gewalt führen kann.

Sind Leute, die derart überzeugt davon sind, moralisch im Recht zu sein, überhaupt an einem Diskurs interessiert?

Diese Frage stellt sich zu Recht. Denn es wird ja auch mit Falsch-aussagen operiert, wie derzeit der Vorwurf, dass Israel einen Völkermord begehe. Ein Genozid ist erstens ein völkerrechtlich klar definierter Begriff, der auf die Situation in Gaza nicht zutrifft, und zweitens wurde der Vorwurf in Bezug auf Israel von einem internationalen Gericht verneint. Wenn nun gewisse Gruppierungen das trotzdem behaupten, wirft das die Frage auf, ob sie überhaupt daran interessiert sind, sachlich und auf Fakten basierend über das Thema zu sprechen. Oder ob es sich mittlerweile um eine radikale Bewegung handelt, deren Ideologie alles andere untergeordnet wird. Wenn diese Bewegung dann in eine Militanz mündet – wie wir es zum Teil beobachten – dann kippt alles in Bedrohliche.

Der Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Absichten, heisst es. Man wundert sich tatsächlich: Woher kommt diese Ereiferung? Dass amerikanische Studierende gegen den Vietnamkrieg protestierten, klar, aber warum jetzt wegen Gaza?

Es hat viel damit zu tun, wie sich der Kampf gegen Diskriminierung entwickelte. In den USA wird derzeit die Rolle von Diversity, Equity, Inclusion (DEI) auch in progressiven Kreisen kritisch unter die Lupe genommen. Dabei handelt es sich um Empfehlungen und Prinzipien, die ursprünglich sehr berechtigt waren. In den Sechzigerjahren ermunterten die grossen Anwaltskanzleien ihre erfolgreichen, etablierten Mitarbeiter dazu, doch auch mal mit den Jüngeren essen zu gehen oder mit den Frauen. Durchmischt euch, wurde ihnen gesagt, kapselt euch nicht so ab. Das war damals sicher richtig und eine tolle Idee. Aber diese Idee wurde so konsequent weiterentwickelt, dass sie in gewissen Teilen nur noch absurd ist.

DEI wird gemeinhin auch als woke bezeichnet. Haben Sie ein Beispiel für die zunehmende Absurdität?

Es ist schon nur deswegen absurd, da die Gruppe, die als so dominant gilt – die «weissen» Männer –, in den USA knapp ein Viertel der Bevölkerung ausmacht. Wenn man nun ein Gesetz macht, das

drei Viertel der Bevölkerung schützt, diskriminiert man de facto eine Minderheit. Damit passiert genau das Gegenteil von dem, was ursprünglich beabsichtigt war. Ein weiteres Problem: DEI orientiert sich primär am US-amerikanischen «Race»-Begriff. Aber weder physische Attribute noch die Herkunft taugen dazu, Menschen in Gruppen einzuteilen. Ausserdem vermischen sich Menschengruppen kreuz und quer, sodass es kaum jemanden gibt, der nur den einen ethnischen Hintergrund aufweist. Wenn man nun eine gesetzliche Privilegierung von ethnischen Minderheiten anstrebt, dann muss man Ethnien definieren.

Da kommen einem sofort die Nürnberger ...

.... Rassengesetze in den Sinn, genau. Der amerikanische Politikwissenschaftler Coleman Hughes hat dazu ein sehr kluges Buch geschrieben und nennt die gut gemeinten Anti-Diskriminierungs-Massnahmen «neo-rassistisch». Er kritisiert, dass man damit eine Regel einführt, die letztlich auf einer alten Regel basiert: auf der Kategorie der «race». Man verfestigt also ein Denken in Kategorien, die man doch eben abschaffen will.



Der Politikwissenschaftler Coleman Hughes an einem TED-Talk 2023: Er argumentiert, dass Kategorien wie «race» selbst dann rassistisch seien, wenn man damit Gutes erreichen wolle.

Screenshot: Youtube

Da es aber Diskriminierungen nach wie vor gibt: Was schlägt Hughes als Alternative vor?

Das, was Martin Luther King gefordert hat: dass wir nicht mehr in ethnischen Kategorien denken. Hughes hält die finanziellen Verhältnisse, unter denen jemand aufgewachsen ist, für viel aussagekräftiger als die ethnische Zugehörigkeit, wenn es darum geht, ob jemand Förderung benötigt oder nicht. Als Wissenschaftlerin überzeugt mich dieser Ansatz.

Warum?

Weil man Diskriminierung nicht durch Implementierung einer anderen Diskriminierung korrigieren kann. Man muss es klüger angehen als damit, Menschen aufgrund von Kategorien zu bewerten und auszuwählen. Der für mich schlagendste Beweis dafür ist zwar mittlerweile recht alt, aber immer noch so beeindruckend wie damals: Als in den Achtzigerjahren Orchester dafür kritisiert wurden, nur gerade 3 Prozent Musikerinnen zu beschäftigen, liess man als Förderungsmassnahme sämtliche Bewerberinnen und Bewerber fortan hinter einem Vorhang vorspielen. Die Folge davon: Innerhalb kürzester Zeit stieg der Frauenanteil auf 35 Prozent. Es ist eine supersimple, aber sehr effektive Methode, die genau tut, was sie soll: unmöglich machen, dass jemand aufgrund irgendwelcher Merkmale diskriminiert wird, indem man verblindet.

Nicht bestimmte Merkmale werden zum Kriterium, sondern es gibt keine mehr – ausser demjenigen, wie gut jemand musiziert.

Genau. Und darum müsste es gehen, wenn man die Dinge wirklich ändern will. Wenn man merkt, dass man über das Ziel hinaus-schiesst, muss man nachjustieren oder das Prinzip überdenken. Wenn diese Bereitschaft fehlt, dann stimmt etwas nicht mehr. Und das bringt mich zurück zu den Protestierenden an den Unis.

Inwiefern?

Ich will nicht selbst den Fehler machen und alle über den gleichen Kamm scheren. Es gibt aber einen Teil innerhalb der israelkritischen Bewegung, wo es mir schwerfällt, zu erkennen, dass es eine echte Bereitschaft für eine Auseinandersetzung gibt. Die Meinungen scheinen gemacht, und es scheint nur noch darum zu gehen, dass ihre Forderungen umgesetzt werden sollen. Insbesondere jene, dass israelische Institutionen und Forscher boykottiert werden. Ganz egal, wo die Forscher politisch stehen.

Sie erwähnten vorher Diversität. Die ist gerade in Ihrem Fach bald auch ein Problem: Es entwickelt sich zur Frauendomäne.

Stimmt. Die Psychologie ist ein Frauenberuf, und gleichzeitig wird auch die Medizin immer weiblicher, was dann gerade in der Forensik zu spüren ist. Und das ist nicht unproblematisch, denn unsere Klientel ist mehrheitlich männlich und hat zu 70 oder 80 Prozent einen Migrationshintergrund. Diversität wäre wichtig und sehr erwünscht, gerade auch, weil es in der Therapie auch um Rollenvorbilder geht.

Wie geben Sie Gegensteuer?

Wir bemühen uns in der universitären Lehre um gemischtgeschlechtliche Rollenvorbilder und planen und beschreiben Seminare so, dass sich auch Männer angesprochen fühlen. Das Gleiche gilt für Stellenausschreibungen. Trotzdem sollte daraus kein Dogma werden. Es gibt Orte, wo Teamdiversität eine untergeordnete Rolle spielt: In einem türkischen Restaurant etwa braucht es in der Küche nun wirklich nicht zwingend auch einen Schweizer. Die Polizei und der Justizvollzug wiederum, die mit einer pluralistischen Bevölkerung zu tun haben, profitieren von Teams, die das widerspiegeln. Hier fördert Diversität Akzeptanz.

Bettina Weber ist Autorin der SonntagsZeitung und schreibt über gesellschaftspolitische Themen. [Mehr Infos](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

76 Kommentare